

Valeska Gert, *Ich bin eine Hexe*





Anfang der 1970er Jahre in Kampen

Valeska Gert

ICH BIN EINE HEXE

Kaleidoskop meines Lebens

Mit einem Nachwort
von Frank-Manuel Peter

*

Herausgegeben
vom Deutschen Tanzarchiv Köln



Alexander Verlag Berlin

Die Erstausgabe erschien 1968 im Franz Schneekluth Verlag KG,
München und wurde für diese Ausgabe durchgesehen und
behutsam korrigiert.

© für die Originalausgabe: Erbgemeinschaft Valeska Gert,
vertreten durch das Deutsche Tanzarchiv Köln

© für das Nachwort: Frank-Manuel Peter

© für diese Ausgabe: Alexander Verlag Berlin 2019

Alexander Werkerka, Fredericiastr. 8, D-14050 Berlin

info@alexander-verlag.com | www.alexander-verlag.com

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Antje Werkerka, unter Verwendung
eines Fotos von Mark B. Anstendig

Satz und Layout: Anke Geidel

Dank an Frank-Manuel Peter, Olivia Hotz und die Theater-
wissenschaftliche Sammlung der Universität zu Köln

Druck und Bindung: FINIDR s. r. o., Český Těšín

ISBN 978-3-89581-511-9

Printed in the EU (August) 2019

Inhalt

9	Trudchen
27	Verwandlungen
40	Ich werde Schauspielerin
52	Ich mache Karriere
77	Über die Grenzen
87	Kohlkopp
94	Das halte ich nicht aus
108	Hollywood
117	Provincetown
130	Herbergssuche
144	Bettlerbar
163	Meine Mitarbeiter
180	Gebranntes Kind
190	Arbeitslos
198	Von Hummern und Hühnern
217	Nach Europa zurück
225	In der Schweiz
235	Die Hexenküche von Berlin
252	Rund um den Ziegenstall
265	»Wilde Fratzen werf ich Euch zu, mildes Antlitz neige ich über Euch« – Ein Nachwort von Frank-Manuel Peter
279	Personenregister
285	Bildnachweise



Valeska Gert, ca. 1926, fotografiert von Erna Ruttmann,
der Frau des Filmregisseurs Walter Ruttmann

Sie kennen mich sicher nicht mehr aus den zwanziger Jahren. Mir ist schon passiert, dass mich Leute fragten, ob ich wirklich früher eine Schönheitskönigin gewesen sei.

Sicher kennen Sie mich auch nicht aus der Zeit nach den zwanziger Jahren, aber vielleicht kennen Sie mich aus dem »Ziegenstall«. Das ist ein origineller, manche sagen: der originellste Nightclub überhaupt auf der Insel Sylt in Kampen.

Viele fragen mich, was ich denn früher gemacht hätte und wie ich nach Kampen und in den »Ziegenstall« gekommen sei. Da will ich Ihnen die ganze Geschichte mal erzählen.

Trudchen

Ich bin in Berlin SO geboren, in der Alten Jakobstraße 92. Als ich nach dem Zweiten Weltkrieg zurück nach Deutschland kam und das Haus suchte, war nichts mehr davon da, nicht einmal Ruinen, nur ein Haufen Steine.

Als ich zwei Jahre alt war, zogen wir ins Haus der »Alten Philharmonie«, Köpenicker Straße 96, gegenüber dem Schulze-Delitzsch-Denkmal, nicht weit vom Köllnischen Gymnasium. Die Wohnung machte mich traurig, sie war so dunkel. Im Esszimmer, dem sogenannten »Berliner Zimmer«, stand unter der runden Hängelampe ein großer viereckiger Tisch mit roter Friesdecke, auf die Mama einen Korb mit gelben Äpfeln und blauen Pflaumen gestickt hatte. Die schmalen hohen Fenster waren mit Batistgardinen verhängt. Mama konnte »filieren«. Immer saß sie auf einem Stuhl im Erker und stach mit einer Nadel in ein Stück Stoff. Ich, auf ihrem Schoß hockend, wollte die weiße Haut ihres Halses anfassen. Traute mich nicht. Da zupfte ich aus dem mit Perlen bestickten Pompadour ein Batisttaschentuch, legte es auf ihren Hals, nahm es weg, legte es wieder hin, und jedes Mal berührten meine Fingerspitzen die zarte Haut. Meist spielte ich auf dem grünen Teppich. Er roch stumpf und kitzelte mich in der Nase. Einmal packte mich ein gewaltiger Abenteuerdrang. Ich wollte zu meiner Mutter, stand auf. Mama schrie: »Das Kind läuft!«, sprang auf mich zu, hob mich hoch – ich muss etwas Ungeheures getan haben.

Eine Ewigkeit verging. Viele fremde Menschen liefen aufgeregt durch die Wohnung. Eine Frau in blauem Kleid mit vielen kleinen Blümchen drauf ging ins Schlafzimmer meiner Mutter. Ich weinte vor mich hin, war so allein. Da sagte die Frau: »Du hast ein Brüderchen bekommen. Komm, ich zeige es dir.« Sie fasste meine Hand und zog mich ins Zimmer meiner Mutter.

Da lag in einem Wagen eine hässliche rote Puppe. Das soll mein Brüderchen sein? Ich war froh, als man mich aus dem Zimmer zog. Über Scheibenvorhängen hingen Tüllvorhänge, und über Tüllvorhänge fielen in schweren Falten dunkelgrüne, rote oder goldbraune Plüschvorhänge, seidene Pompons an den Rändern.

Die Möbel des Wohnzimmers waren mit grau-grünem Gobelinstoff bespannt, im Salon standen zierliche rosa Damastmöbel. Der Boden des Herrenzimmers war mit mehreren Schichten von Perserteppichen bedeckt, man versank in ihnen. Eine deutsche Dogge aus Gips in Lebensgröße stand auf einem Bärenfell. Aus dem grünen Majolikatopf wuchs eine Palme. Die Adern der blaugrünen Blätter ragten scharf hervor wie die Adern aus der Hand eines alten Mannes. Agathe, das Hausmädchen, staubte die Palme jeden Morgen mit einem Wedel ab. Ich graulte mich vor der Palme. Sie war künstlich und halb tot. Im großen Messingkäfig krächzte ein grauer Papagei, bis er an Lungenentzündung starb. »Graue Papageien sind sehr empfindlich«, sagte Papa. Dann kaufte er einen grauen Kakadu mit rosa Halsfedern und dann einen grünen Wellensittich, den er auf seinen Finger nahm und zärtlich anguckte. Er liebte Tiere, besonders Pferde, wir sahen jedes Rennen in Karlshorst und Hoppegarten.

Der Boden unseres Schlafzimmers war mit grauem Linoleum belegt. Die Betten waren aus weiß gestrichenem Eisen, die Fenster des Schlafzimmers vergittert, damit wir nicht aufs Fensterbrett klettern und runterfallen. Als ich später zum ersten Mal vor einem unvergitterten Fenster stand, wurde mir schwindlig vor so viel Luft. Die Angst vor unvergitterten Fenstern wurde ich nie ganz los.

Unser Spielzimmer barst vor Spielzeug. Da standen ein lebensgroßes Pony, ein Boot, ein Schilderhaus. Die Wände waren durch Nussbaumschränke verdeckt. Wurden sie geöffnet, sprang eine Wolke von muffigem Wollstoff- und Mottenpulvergeruch heraus.

Die erwachsenen Frauen trugen lange, faltige Röcke. Was hatten sie drunter? Raben, Schlangen, Mäuse? Diese langen Röcke vergrößerten die Kluft zwischen mir und den Erwachsenen ins Riesige. Wenn mein Vater, ein großer und starker Mann, pfeifend die Wohnungstür aufschloss, wusste ich: Es gibt Krach. Wenn er im Geschäft Ärger gehabt hatte, piff er; er schmiss zwei große Tüten mit Obst auf den Tisch. Mama legte die Früchte in eine Schale aus geschliffenem Baccarat, Agathe brachte die Suppe, und dann ging's los.

»Das ist Abwaschwasser!«, brüllte Papa. Nun wurde Schmorfleisch mit Eiergraupen aufgetragen. »Das Fleisch ist zäh wie Leder!«, schrie er und warf den Teller in weitem Bogen ins Zimmer. Dann schmiss auch ich meinen Teller, und ich meinte ihn ... das wusste er. Er sagte nichts. Ich fürchtete ihn und liebte meine Mutter; die ging in den Salon und weinte. Ich brachte ihr ein Glas Wasser, um ihr zu zeigen, dass ich auf ihrer Seite stehe. Mein kleiner Bruder saß stumm und ernst hinter seinem leeren Teller. Er hatte die Eiergraupen unter das Sofa geschoben. Jedes Mal beim Großreinemachen fand Agathe unter der Chaiselongue kleine Häufchen Kohl, Spinat und Mohrrüben.

Mein Vater liebte Hänchen mehr als mich, nannte ihn »Wasserle«, weil er sich so lange nass gemacht hatte. Wenn ich las, schrie Papa: »Spiel mit Wasserle! Leg die Schmöker weg, sonst verbrenne ich sie!«

Oder es gab Krach, weil Mama ins Theater oder ins Varieté gehen wollte, um die Sorma, Massary, Thielscher und Giampietro zu sehen. »Du bist vergnügungssüchtig!«, schrie er. »Bleib lieber bei den Kinderles zu Hause!« Er war aus Breslau, deswegen hing er an jedes Wort ein »le«. Mama war in Berlin in der Poststraße hinter dem Schloss geboren.

Bloß nicht zu Hause bleiben! Wenn die Eltern ausgingen, brauchte ich nicht vor Angst zu zittern. Kaum waren sie weg, gingen wir in die Küche und tranken Malzbier, das die Köchin

aus einem kleinen Fass laufen ließ. Dazu aßen wir saure Gurken. Die Köchin nahm uns auf ihren Schoß. Sie war dick, ich wollte ihre grau-blau karierte Bluse aufknöpfen. »Gebt mir ein Dittchen«, sagte sie, »dann könnt ihr anfassen.« Wir hopsten zu unseren Sparbüchsen, holten einen Groschen und durften berühren, was da so dick aus der Bluse quoll. Manchmal waren wir noch auf, wenn die Eltern nach Hause kamen. Sowie ich den Schlüssel im Schloß hörte, rannte ich ins Bett. Aber Mama fasste den Zipfel meines blauen Matrosenkleides, der unter der Bettdecke herausguckte und fragte: »Was ist denn das?«

Ich weinte so bitterlich, dass sie mich tröstete: »Nimm nicht alles so schwer! So schlimm ist das ja gar nicht!«

Mein Vater war jähzornig und gutmütig und musste immer das Gegenteil von dem tun, was ihm Spaß machte. Er war Meisterschwimmer, segelte viel, aß gern gut und viel und schwärmte von Gänsegrieben, die man ihm in Stettin serviert hatte. Immerzu musste er an mir herumnörgeln, mal gefiel ihm meine lange Nase, mal mein Haar nicht, nie war es ordentlich genug. Wenn ich es offen trug, wollte er einen Zopf, hatte mir das Fräulein einen Zopf geflochten, sollte ich ihn als Kranz um den Kopf legen. Nur, da blieb er nicht. Meine Haare waren fein, die Nadeln fielen raus.

Meine Mutter war lustig, eigensinnig, rechthaberisch, vergnügungssüchtig und konnte wunderbar tanzen, sie wurde »Walzerkönigin« genannt. Ich bin immer erstaunt, wenn heute junge elegante Mütter allein mit ihren Kindern reisen und spazieren gehen. Das war früher bei »besseren« Leuten nicht möglich. Immer war ein Kinderfräulein dabei oder die Spreewälder Amme; die trug einen wippenden faltenreichen roten Wollrock, weißes Leinenfichu und eine dreieckige Leinenhaube. Sie gab uns Milch aus ihrer Brust.

Von Kindererziehung verstanden die Eltern nichts. Dafür konnte Mama schneiden und Hüte garnieren.

Einmal, als ich mit dem Fräulein spazieren ging, kam ein schwarzer Wagen mit einer langen Kiste an uns vorbei.

»Was ist das?«, fragte ich.

»Ein Leichenwagen.«

»Was ist eine Leiche?«

»Ein toter Mensch. Wenn man stirbt, ist man tot.«

»Und dann kommt man in die Kiste?«

»Ja, und dann wird man in der Erde begraben.«

»Wie das dünne kleine Kätzchen?«

»Ja.«

Als die Mutter von Siegfried Jakob starb, wusste ich, sie kommt in die Kiste. Siegfried schrie vor Schmerz, und ich dachte mir: Wenn meine Mutter stirbt, renne ich mit dem Kopf gegen die Wand. Ich will nicht, dass sie in der Erde vergraben wird, sie muss bei mir bleiben und nie weggehen.

Am 11. Januar habe ich Geburtstag. Meine Mutter weckte mich mit einem Kuss: »Ich wünsche dir viel Glück, meine Goldene.« Dann zog sie mich an und zeigte mir den Geburtstagstisch, auf dem Geschenke hoch zu Bergen gestapelt lagen, Bilderbücher, Klebe- und Tuschkasten, Puppen und Spiele. Zum Mittagessen gab es mein Leibgericht. Huhn mit Reis und gelber Sauce. Nach dem Essen zog mir Mama ein weißes Matrosenkleid aus weichem Kaschmir an. Ich war grässlich aufgeregt, lief von einem Zimmer ins andere und warf mich mit dem Bauch auf die Chaiselongue im Herrenzimmer. Wenn nur bald die Kinder kommen, die ich eingeladen habe. Was werden sie mir schenken? Da klingelte es. Das erste Kind knickste und brachte mir eine Schachtel mit Katzensungen aus Schokolade! Wieder klingelte es. Und nun kam ein Kind nach dem anderen.

Wir setzten uns an eine lange, weiß gedeckte Tafel. Eclairs, Mohrenköpfe, knusprige Schweinsohren steckten in weißen Papiermanschetten. Zwischen zwei bunten Schüsseln stand ein großer Napfkuchen mit Rosinen und, das Schönste von allem,

eine Sahnebaisertorte. Agathe goss Schokolade in Tassen aus dünnem Porzellan mit Blümchen drauf. Aus einer geschliffenen Glasschale kleckste sie Schlagsahne auf Kuchen und Schokolade. Der Löffel war aus Gold.

Wir spielten »Stille Post«, »Verwechsle, verwechsle das Bäumlein«, »Saurer Hering« und »Zeck«, dann kam das Schönste, die Verlosung. Aus einer mit einer Serviette bedeckten Schüssel zogen wir Zettel mit Zahlen. Die Nummern wurden aufgerufen, und jeder gewann etwas, ein Spiel, Buntstifte, einen Tuschkasten. Zum Schluss aßen wir Brötchen mit Schinken oder hartgekochten Eiern, einer krummen Sardelle drauf und Gießflammeri mit Himbeersaft. Dann war alles aus, und die Freundinnen wurden von ihren Müttern oder Fräuleins abgeholt.

Mein Bruder Hans fiel aus der Droschke, als wir von unseren Großeltern, die am Karlsbad wohnten, kamen. Er spielte an der Wagentür, sie ging auf, er fiel auf die Straße, das Fräulein ihm nach. Ich dachte, das ist ein Traum, und fuhr ruhig weiter, bis ein Passant rief: »He, Kutscher, Sie haben Ihre Passagiere verloren!« Ich drehte mich um und sah ein Menschenknäuel, es bückte sich. Die Leute brachten das Fräulein und meinen Bruder in die Droschke. Meinem Bruder hatten die Räder die Beine gequetscht, dem Fräulein war nichts passiert.

Immerzu war Hans krank. Einmal fiel er aus dem Sportwagen, weil ich ihn auf dem Hof zu schnell gezogen hatte; er bekam eine Gehirnerschütterung. Ein andermal hatte er eine Mittelohrentzündung. Ich saß auf einer Rutsche in der Küche und weinte mir die Augen aus. »Der Heilgehilfe hat ihm Blutegel hinter das Ohr gesetzt«, sagte meine Mutter. »Erzähle Hänschen nicht, dass es ein Tier war und kein Pflaster.« Aber es war zu sensationell. Ich verriet es doch. Jetzt hatte er mich in seiner Gewalt. Er brauchte bloß zu drohen, »du, ich erzähl das von den Blutegeln«, und ich kuschte.

Als ich sechs Jahre alt war, kam ich in die Privatschule von Fräulein Klinkhardt in der Köpenicker Straße 98. Die Schule

war eine Tortur. Sehr früh am Morgen – es war noch dunkel – wurde ich aus tiefem Schlaf geweckt. Das Zimmer war noch nicht geheizt, ich fror jämmerlich, stand auf dem Bett, damit das Fräulein Leibchen und Kleid leichter zuknöpfen konnte. Mama schlief noch. Ich trank ein Glas Milch, auf der Oberfläche zitterte »Haut«. Eklig! Dazu aß ich eine dünn mit Butter beschmierte Schrippe. Das Fräulein hängte mir eine Brotbüchse aus Nickel um den Hals. Darin lagen zwei Stullen, die Mama am Abend zuvor mit Butter bestrichen hatte. Die Butter war eingesickert, das Brot trocken. Wie beneidete ich die anderen Mädchen, die Wurst- und Schinkenbrötchen mithatten. Mama machte sich eben nichts aus Essen, und darum war sie so sparsam damit. Die grauen Wände des Schulzimmers, die warme, schlechte Luft, ich bekam Kopfschmerzen. Fleißig war ich nicht, aber ich passte gut auf und begriff rasch. Trotzdem habe ich von der ganzen Schule nichts behalten als Lesen, Schreiben und etwas Rechnen. Ich kann addieren, aber schon dividieren oder subtrahieren geht nicht. Dann weiß ich noch: 3-3-3 bei Issus Keilerei, Isar, Iller, Lech und Inn fließen zu der Donau hin, und 1356 war die Goldene Bulle, aber die hielt ich für einen preisgekrönten Mastochsen. Die Mitschüler behandelte ich wie Untertanen. In meinen Zeugnissen stand unter Betragen: G. ist herrschsüchtig.

Ich konnte irrsinnig schnell laufen, so schnell, wie ich wollte. Bei Wettrennen flog ich und gewann. Ich konnte auch zaubern und Gedanken lesen. »Mach mal«, drängten mich die Mitschülerinnen. Doch die großen Schwestern verboten ihnen, mit mir zu spielen. »Mit der darfst du nicht«, sagten sie, »das ist eine Hexe.«

Als ich eines Morgens zur Schule ging, kam aus der Kneipe von nebenan eine Frau. Ihre Wangen waren fiebrig rot, künstlich angestrichen, die Augen flimmerten. Was hat sie in der Nacht in der Kneipe getan? Irgendetwas Verbotenes, Schmutziges,

Gefährliches. Mir wurde so übel, dass ich in den nächsten Hausflur ging und mich erbrach.

Nachmittags, nach den Schularbeiten, gingen wir in den Garten des Vereins der Gesellschaft der Freunde in der Potsdamer Straße. Es roch nach Kies, Blumen und Gras. Papa spielte Skat, und wir schoben Murmeln in Kühlen. Mir machte das Spaß, bis mir einfiel, Murmeln kann man viel leichter bekommen, wenn man sie im Laden kauft. Der Schleier der Illusionen fiel von meinen Augen, und ich erkannte: Auch Puppen sind tot.

Unsere Portiersfrau hieß Puhlmann. Ich fürchtete sie wie die Pest. Manchmal, wenn ich an ihrer Loge vorbeikam, gelang es ihr, mich zu grapschen und zu kitzeln. Ich lachte krampfhaft und versuchte, mich loszumachen. Es ging nicht, sie hielt mich mit eisernen Händen fest.

Schon im Winter freute ich mich auf die Sommerreise. Zu Weihnachten packte ich den Puppenkoffer. Papa sagte sadistisch: »Diesen Sommer wird nicht gereist, im Tiergarten ist es auch sehr schön.« Ich wurde schwermütig, doch Mama flüsterte: »Warte nur, wir reisen bestimmt.«

Und wirklich, endlich hieß es: »Wir fahren nach Heringsdorf!« Ich wurde verrückt vor Wonne. Mama und die Mädchen moteten ein. Es roch nach Kampfer. Säckchen mit Mottenpulver wurden an die Plüschvorhänge geheftet, die Teppiche zusammengerollt und an die Wände geschoben. Ich schlidderte auf den blankgebohnerten Parkettböden hin und her. Endlich war es so weit. Früh am Morgen wurden wir geweckt. Der Droschenkutscher lud den großen Strohkorb und einen Rohrplattenkoffer und die vielen Hutschachteln hinten auf die Droschke. Die Luft war lau, und die Straßen noch leer. Und da, da lag der Bahnhof. Er roch nach Rauch, Staub und heißem Eisen. Ich atmete tief. Papa kaufte Zeitungen für Mama, rosa und gelbe Bonbons für Hans und mich. Er blieb in Berlin, weil er eine Blumen- und Federnfabrik hatte. Zade und Falk hieß sie. Gott

sei Dank, nun gab es keine Krachs. Seine Haut hatte große Poren, als er vor unserem Coupé stand und sich den Schweiß mit einem Taschentuch von der Stirn wischte.

Mama und Hans setzten sich in Fahrtrichtung. Ihnen wurde beim Fahren übel, mir nicht. Darauf war ich stolz. Das Fräulein saß neben mir. Aber noch war der Zug nicht abgefahren, noch konnte etwas dazwischenkommen. Noch war ich misstrauisch und konnte an das große Glück nicht glauben. Doch da erklang die wunderbare Stimme des Stationsvorstehers. Er wedelte eine Scheibe mit Stock und rief: »Alles einsteigen!« Die Türen wurden geschlossen, der Zug setzte sich langsam in Bewegung, wir winkten mit unseren Taschentüchern, bis Papa ganz klein war. Wir fuhren wirklich nach Heringsdorf.

»Mama, bitte gib mir einen Bonbon«, quälte ich, und dann wollte ich eine Schinkenstulle und dann ein Salamiwurstbrötchen. Ich guckte aus dem Fenster. Immer weniger Häuser flitzten vorbei, dann Bäume, Telegrafentangen und in Streifen geteilte Felder, die durch die Bewegung des Zuges zu Fächern wurden. Auf Wiesen weideten braune und braun-weiß gefleckte Kühe, im Getreide schaukelten blaue Kornblumen und roter Mohn. Gelbe Lupinenfelder rannten vorüber – ich weiß, wie Lupinen riechen. Hänschens Gesicht wurde grün. Mama, der auch nicht besonders wohl war, führte ihn auf die Toilette, wo er sich übergab.

Unterwegs rief ein Mann »Saure Gurken!«, und in Eberswalde trug ein Kellner ein Tablett mit Spritzkuchen. »Spriiiiiitzkuchen!«, schrie er. Jedes Mal, wenn der Zug hielt, steckte ich meine Nase aus dem Fenster. Es roch nach Natur. Wir fuhren an Nadelwäldern vorbei, am Weg lag schon manchmal etwas weißer Sand. Bald sind wir da! Das Fräulein packte die übriggebliebenen Stullen und die pasteurisierte Milch ein – Brr, schmeckte die grässlich –, Mama setzte uns die Strohhüte auf. Der Zug lief immer langsamer. Er hielt. Da! Das Schild! Heringsdorf!

Die Wirtin winkte auf dem Bahnsteig, neben ihr unsere Köchin, die schon früher gereist war, um alles vorzubereiten. Wir fuhren in die Klenzestraße 8, gingen durch den kleinen Vorgarten. Am Rande des Kiesweges blühten gelbe und lila Stiefmütterchen und hellblaue Vergissmeinnicht. Rosen dufteten und weiße Federnelken mit lila Rändern. Wir rannten die Treppen rauf. Sie waren aus Holz und nicht aus Marmor wie in Berlin. Es lagen auch keine roten, staubigen Teppiche drauf. Die Stufen rochen stark nach warmem Holz.

Schnell ließ ich mich waschen. Ich musste gleich an den Strand gehen, ich hielt es vor Ungeduld nicht aus. Mama und Fräulein packten die Koffer aus, und dann ging es endlich los. Schon von Weitem sah ich ein blassblaues Band am Himmel, die Ostsee. Wir spazierten über die Promenade mit den vielen Blumenbeeten, und da, da war der Strand! Ich konnte nicht mehr langsam gehen, riss mich von der Hand meiner Mutter los, sprang durch die Binsen, die am Rande des Strandes wuchsen, und warf mich auf den trockenen Sand. Ach, nun war ich da. Der Sand war weiß und fein und roch wie zermahlene Kreide! Ich ließ ihn durch meine Hand rinnen und sprang an den Rand des Wassers. Die kleine Welle bespülte sanft den Boden und zog sich ruhig zurück. Heute durfte ich noch nicht baden, aber vielleicht morgen. Ich sammelte zartrosa Muscheln, die halb verborgen im Sande lagen. Mama drängte: »Kommt, für heute ist's genug. Wir gehen nach Hause und essen Abendbrot.« Das Brot war rund und nicht lang wie in Berlin, saurer, aber schmeckte viel besser, auch die Butter, die in großen Holztonnen lag und eine Mark dreißig das Pfund kostete, war buttriger als in Berlin. Die Verkäuferin – sie hatte ein Buttergesicht – nahm sie mit einer gerippten Holzkelte aus der Tonne, knetete sie zu einer Kugel, auf der man die Rippen sah. Hier kriegte man große ungefüge Stücke.

Eine alte Frau mit Kiepe auf dem Rücken verkaufte uns eine Stiege Eier. In Berlin sagte man: Mandel oder Dutzend. In

Heringsdorf war alles anders. Dann wurden wir zu Bett gebracht. Am Morgen krächte ein Hahn, wirklich, wir waren auf dem Land! Ich sog den Duft von frischem Gras tief ein. Schnell anziehen und frühstücken!

Ich nehme Schippe und Eimer und bekomme eine Helgoländer Haube aus weißem Batist auf den Kopf gesetzt. Unter dem Kinn wird sie mit einer Schleife zugebunden. Wir gehen los. Es riecht nach warmen Binsen. Mama mietet den Strandkorb und liest einen Roman. Ich buddele mit Schippe und Händen, bis Wasser durch den Sand sickert. Der »Süße Heinrich« verkauft in weißem Anzug und Zylinderhut kandierte Walnusskerne, Weinbeeren und Feigen auf Holzspießchen gereiht. Eine alte Frau bietet Pfefferminzplätzchen in durchsichtigen dreieckigen Tüten an. Eine andere Frau, die eine hässliche schwarze Strohschute auf dem Kopf hat, verkauft Spitzen, auf schwarzen Karton geklebt. Nun kommen Mamas Freundinnen, Frau Dr. Färber, Frau Holzbock und Frau Kohn. In Berlin tragen sie dunkle Kleider, hier sind sie hellblau und hellrosa angezogen. Ihre Röcke sind lang. Sie rafften sie mit spitzen Fingern. Volants aus gelblichen Spitzen gucken unten aus dem Saum raus. Die Kragen der engen Taillen reichen bis zum Ohr und die Ärmel bis zur Mitte des Handrückens. An ihren Fingern blitzen Ringe. Mama und die Freundinnen mieten eine viereckige Bude aus Binsen, die hinten am Strand steht. Die großen Hüte mit den vielen Blumen und Vögeln nehmen die Damen nicht ab. Jetzt ist es sehr warm geworden. Mama erlaubt mir, im Wasser zu waten. Ich kremple die weiße Leinenhose mit den Madeiraspitzen hoch und tippe die Fußspitzen ins Wasser. Es ist gar nicht kalt. Ich gehe weiter hinein, dahin, wo es schon ein bisschen tiefer ist und durchsichtig und hellgrün. Gefurchter Sandboden. Eine lila und eine rosa Qualle schwimmen vorbei. Noch zwei Tage, dann darf ich baden. Ich darf, Hänchen nicht, er ist blutarm, bekommt Lebertran und kann kaltes Wasser nicht

vertragen, Mama auch nicht, sie ist nervös. Aber ich kann es vertragen.

Nachmittags gingen wir in den Italienischen Garten, Schwäne schwammen majestätisch auf dem Teich. Wir fütterten sie mit Brotkrumen. In der Försterei saßen wir auf Holzbänken und tranken rosa Limonade. Wenn man fünf Pfennig in eine bunte Metallhenne steckte, gackerte sie und legte ein blau-rotes Ei mit roten Bonbons drin. Neben der Henne stand eine Schaukel. Ich kletterte aufs Brett. Fräulein gab mir einen Schubs, und ich flog durch die Luft. Meine langen Haare wehten. Manchmal gingen wir mit unserem Freund Karl in den Laubwald, Kienäpfel für den Kochherd sammeln. Wenn unsere Eimer voll waren, knipsten wir Blätter von Eichen, hefteten sie mit Kiefernadeln zu Kränzen und setzten sie auf den Kopf. Als Karl mir meinen Kranz wegnehmen wollte, riss ich sein Ohr. Es blutete. Was hatte ich getan? Was würde seine Mutter sagen? Und was würde meine Mutter sagen? Gestern haute ich ein kleines Mädchen, seine Nase blutete. »Ich habe sie nur ganz wenig gehauen«, schluchzte ich, »immer blutet es gleich.« Mama schimpfte ein bisschen. Aber was wird sie sagen, wo Karls ganzes Ohr ab ist? Angstvoll ging ich nach Hause. »Wo sind die anderen?«, fragte Mama. »Warum kommst du allein?«

»Karls Ohr ist ab«, weinte ich, »ich habe es abgerissen.«

»Wo ist Karl?«, fragte Mama eilig.

»Im Wald.«

Schon kam Fräulein mit Hans und Karl. Mama ging ihnen rasch entgegen und sah sich das Ohr an. »Schäfchen, nimm nicht alles so schwer«, sagte sie, »sein Ohr ist dran, es wird heilen.«

Wir gingen ins Kurhaus zum Kinderfest. Ich zog ein Kleid aus weißer Stickerei mit hellblau drunter an, es guckte durch die Löcher. Fräulein band mir eine hellblaue Atlasschärpe um die Taille. Wir kamen zu spät, das Fest hatte angefangen, die

Kinder kannten sich schon, ich stand allein. »Warum spielst du nicht mit?«, fragte das Fräulein. »Geh, Hänschen ist schon dabei.« Ich wusste nicht, was ich zu den Kindern sagen sollte, und blieb stehen.

Der Sommer ging zu Ende, wir fuhren nach Berlin. Wenn man so lange weg war, ist es aufregend, zurückzukommen. Die Häuser sind hoch, es ist schwül, und es hat gerade geregnet, die Menschen haben graue Gesichter. Unser Hinterhof war asphaltiert. Ich hopste auf dem glatten Boden und sprang wie ein Gummiball. Ich flog. Das war mein erstes Tanzerlebnis.

Jeden Winter gaben meine Eltern eine Gesellschaft, um sich zu »revanchieren«. Das Essen wurde beim Traiteur Stein bestellt. Es gab Horsd'œuvres, Schildkrötensuppe, Steinbutt, Rehrücken und eine Fürst-Pückler-Bombe mit Petits fours. Der Traiteur schickte Kellner zum Servieren und einen Koch, der die Saucen machte. Eine Frau deckte die runden Tische und stellte Silber, Gläser, Teller und Bestecke auf die weißen Decken. Neben jedem Teller lag die Menükarte. Bald klingelte es, die ersten Gäste kamen.

Ich musste mit Hans in den Hinterzimmern bleiben, doch wir hörten das Stimmengewirr. Niemand kümmerte sich um uns, denn auch Fräulein half mit. Mama kam zu uns ans Bett, gab einen Kuss und ein Petit four. Ich konnte nicht schlafen, das Hin- und Herlaufen auf dem Korridor regte mich auf. Am nächsten Tag standen leere und halbleere Wein- und Champagnerflaschen im Spielzimmer. Ich hatte in einem Roman aus Mamas Bücherschrank gelesen, dass elegante Damen in Champagner baden. Im Badezimmer stand eine Zinkwanne. Ich goss die Reste der Flaschen hinein, zog mich aus und stieg in die Wanne. Das war gar nicht schön. Mir wurde schwindlig. Meine Haut klebte. Schnell verließ ich die Wanne und tupfte mich mit dem Handtuch ab. Da kam Agathe und fragte: »Was hast du

angestellt? Du siehst aus, als ob du etwas ausgefressen hättest.«
Sie schnüffelte. »Wonach riechst du?«

»Ich habe in Champagner gebadet«, antwortete ich kleinlaut.

Sie lachte: »Ich werde dich man ordentlich abwaschen, denn wenn deine Mutter es merkt, haut sie dir eine runter.«

Agathe verließ uns bald. Mama warf sie raus, als sie Papa dabei ertappte, wie er Agathes Schenkel kniff und »Agathchen« sagte. Die Neue hieß Marta.

Vor dem Einschlafen betete ich: »Lieber Gott, mach mich fromm, dass ich in den Himmel komm. Und bitte, lass die Welt nicht untergehen und keinen Krieg kommen und kein Erdbeben.« Ganz plötzlich kam mir in einer Nacht die Erkenntnis, dass es keinen Himmel gibt. Himmel ist nichts weiter als so viel Luft, dass sie blau aussieht. Wenn aber alles nur Luft ist, wo ist dann Gott? Er soll im Himmel leben? Und wenn es keinen Gott gibt, wer beschützt mich und wer macht, dass die Welt nicht untergeht? Nein, Gott kann es nicht geben, wenn alles nur Luft ist. Wie ist das mit dem Teufel? Gibt es ihn? Jeden Sonntagnachmittag mussten wir die Mutter unseres Vaters besuchen. Sie wohnte in einem großen, leeren Zimmer in der Kantstraße. Es roch muffig. Großmamas Mann war lange tot. Er soll sehr klug gewesen sein. Er war verrückt, sagte man damals, und ist in einer Irrenanstalt gestorben. Die Großmutter saß in einem Lehnstuhl und schob eine gekochte Backpflaume nach der anderen in den zahnlosen Mund. Sie kaute, ihre große Kartoffelnase tanzte auf und ab. Von der Seite sah sie wie ein Nussknacker aus. »Geld ist der Teufel in runder Gestalt«, sagte sie. »Ich habe mein Geld weggegeben, ich will mit dem Teufel nichts zu tun haben.« Zufrieden faltete sie die Hände über dem dicken Bauch. Und Papa musste das hässliche Zimmer und die vielen Backpflaumen bezahlen.

Also, einen Teufel gab es auch nicht, Geld ist der Teufel, hatte

sie gesagt. Und der Osterhase? Und der Weihnachtsmann? Alles Schwindel von den Erwachsenen. Sie kauften die Geschenke und die Ostereier. Waren sie auch der Klapperstorch? Wo kamen die Kinder her? Kaufen konnten sie die nicht, das hatte ich schon herausgefunden. Als ich zu meinem Fräulein sagte: »Komm, wir gehen zu Wertheim und kaufen ein Mädchen«, da sagte sie: »Du meinst eine Puppe?«

»Nein, ich meine ein kleines lebendiges Mädchen.«

»Lebendige kleine Mädchen kann man nicht bei Wertheim kaufen. Man kann sie überhaupt nicht kaufen«, fügte sie hinzu.

»Aber wo kommen sie her?«

»Du bist noch zu klein, später wirst du es erfahren«, sagte sie. Da war ein Geheimnis dahinter. Ich musste es ergründen. Ich will Walter Matzdorf fragen, den Freund von Hans. Er war klug, wusste alles. Walter hatte rotbraune Locken, weiße Haut, ein paar Pickel und total abgeknabberte Fingernägel. Das war der Inbegriff der Sünde. Mama war ja schon entsetzt, als ich mir einmal einen Nagel abkaute. »Pfui«, sagte sie, »das ist sehr gewöhnlich.« Walter aber hatte überhaupt keine Nägel mehr. Das war kühn und sündig.

Zu Weihnachten bekamen wir große, feine Märchen- und Indianerbücher geschenkt. Walter verkaufte sie für zehn Pfennig das Stück in einem kleinen Laden in der Seydelstraße. Mit dem Geld gingen wir »knacken«. Walter wusste einen Laden, wo es in Papier eingewickelte Bonbons für zwei Pfennig gab und ein Schmuckstück extra dazu, einen gelben Ring zum Beispiel, aus Gold vermutlich. Walter wusste auch, wie man Silber machte, Stanniolpapier hielt er an eine brennende Kerze, dann schmolz das Papier und wurde zu kleinen Silberkugeln. Wir kauften Fläschchen mit rosa, süßer Flüssigkeit, die man durch einen Schlauch saugen konnte, Liebesperlen und saure Gurken.

Bestimmt wusste Walter, wo die Kinder herkamen.

»Wo kommen die Kinder her, Walter?«

»Bekomme ich einen Kuss, wenn ich es dir sage?«

Ich nickte. Am nächsten Tag rief er schon von weitem: »Ich weiß es!« Er zog mich in die Ecke hinter einen Vorhang und flüsterte: »Die Frauen haben unter dem Nabel einen schwarzen Strich, der öffnet sich, und die Kinder fallen raus.«

»Das ist ja schrecklich!«, rief ich entsetzt. Ich will nicht mit einem offenen Bauch herumlaufen. Und nun wollte mich Walter auch noch küssen. »Du hast es mir versprochen«, sagte er heiser, warf mich zu Boden, legte sich ganz schnell auf mich. Ich stieß ihn zurück und rannte weg, so schnell mich meine Füße trugen. Das hat irgendetwas mit dem Kinderkriegen zu tun, nur fort.

Jetzt passierte es manchmal, dass ich dem Fräulein weglief und in den Inselgarten poussieren ging. Ich verliebte mich in den blassen Egon Sommerfeld, der aus seiner Hosentasche Schokoladenplätzchen mit rosa Mohn zog und sie mir schenkte. Wir spielten »Verstecken«. Ich lief in eine Ecke, Egon fand mich und drückte sich an mich. Ich rannte weg. Wir spielten Indianer. »Squaw«, befahl er, »zieh dich aus!« Ich zog mich bis auf den Unterrock aus. Am liebsten hätte ich mich noch weiter entkleidet, traute mich aber nicht. Ich erfand ein aufregendes Spiel, setzte mich in das Boot im Spielzimmer. Egon musste auf dem Boden liegen und hochgucken. Viel sah er nicht, denn ich war in mehrere Schichten von Batist und Stickerei gekleidet.

Die Eltern fuhren nach Paris zur Weltausstellung. In der Nacht knipste ich Licht an, um Wasser zu trinken. Da kroch ein Tier über das Laken. Ich erstarrte vor Entsetzen, stellte einen Schuh drauf, damit es nicht weglief, und setzte mich auf einen Stuhl, bis ich am Morgen Geräusche hörte. »Marta!«, schrie ich. Sie hob den Schuh und tötete die Wanze.

Mama brachte mir einen echten Pariser Hut mit aus rosarotem Chiffon mit weißen Pünktchen und einer großen, rosaroten Moiréschleife. Der Hut war schick, das sah ich wohl, aber im

einfachen Matrosenhut aus hellgelbem Stroh fühlte ich mich wohler. Auch eine große Puppe brachte sie mit. Die hatte Augenwimpern aus dichtem dunklem Naturhaar, und wenn man an einer Schnur zog, sagte sie: »Papa! Mama!«

Ich schenkte die Puppe einem einäugigen Lumpensammler, der mir Steinmurmeln aus dem Mülleimer gab. Ich war stolz, wenn man mich mit ihm sah. Ich traf noch einmal einen Lumpensammler, viele Jahre später, als ich in Antibes im kleinen Bungalow wohnte, der zu Lilian Harveys Haus gehörte. Da stand ein Mann, dessen Rücken war so krumm, dass er mit dem Kopf beinah den Boden berührte. Er fasste die Deichsel eines Wagens, auf dem Mülltonnen und Säcke standen. Er schaffte es nicht, der Wagen bewegte sich nicht. Ich zog ihn die steil ansteigende Straße hoch. Der Mann ist Millionär, erzählte mir Lilian.

In der Schule freundete ich mich mit den schlechtesten Schülerinnen an, denn die »wussten«. Mit Charlotte Segal, der Zweitbesten nach mir, konnte ich nur philosophieren. Wenn Mama in die Schule kam, sich bei Fräulein Holzapfel nach mir zu erkundigen, sagte die Lehrerin: »Wie schade, dass Trudchen nie eine richtige Freundin hat, sie umgibt sich nur mit den schlechtesten Elementen.«

Mama fragte: »Trudchen, willst du nicht mit ein paar netten Mädchen ein Kränzchen gründen?«

Ich betete Lilly an, sie hatte dicke, aufgeworfene Lippen und ein freches Lachen. Ich fragte sie schüchtern: »Willst du mit mir ein Kränzchen machen?«

Sie nickte: »Aber Grete Mendelsohn und Ilse Mahler müssen auch dabei sein.«

Donnerstags tagten wir. An jedem Platz des weiß gedeckten Tisches lag ein Reclamband Schiller. Das Dienstmädchen brachte Schokolade und Napfkuchen. Dann ließ man uns allein. Ich schaukelte mit Lilly auf einem Brett, das an Seilen in der Tür hing. Fast berührte ich sie. Aber Lilly sprang vom Brett

und hockte sich breitbeinig mit Grete auf den Fußboden. Beider Gesichter wurden knallrot. Ich saß mit Ilse im Sportwagen, auch breitbeinig, und verhaute sie dann. Lilly und Grete sprangen auf und hauten mit, bis Ilschen weinend weglief. So endete jedes Kränzchen. Manchmal dauerte es nur eine halbe Stunde. Wir trugen silberne Freundschaftsringe, mit einem Herzchen dran, sie kosteten eine Mark.

Verwandlungen

Wir zogen in den Westen, in die Passauer Straße 8. Ich wurde umgeschult. Ich wollte keine gute und brave Schülerin mehr sein: Niemand kennt mich in der neuen Schule, von jetzt an mache ich, was ich will. Aus der Pudbres-Schule in der Kleiststraße wurde ich rausgeschmissen. »Sie verdirbt alle Kinder«, sagte die Vorsteherin. Nun brachte mich Mama in die Auguste-Victoria-Schule in der Nürnberger Straße. Beim Examen fiel ich durch, weil ich zu aufgeregt war, kam eine Klasse tiefer. In dieser Klasse saß Else Schall. So sah eine wirkliche Freundin aus, so hatte ich sie mir vorgestellt. Else war groß, hatte ein blasses Gesicht, grüne Augen mit schwarzen Wimpern und eine schmale Nase mit schrägen Nüstern.

Jeden Nachmittag holte sie mich zum Poussieren ab. Zuerst bummelten wir ins neue KaDeWe. Wenn ich am Schuhgeschäft, Tauentzien-, Ecke Passauer Straße, vorbeikam, guckte ich in den Spiegel, der hinter den Schuhen stand. Er war elektrisch beleuchtet und schimmerte. Meine dunklen Augen glänzten, die Haut war weiß und durchsichtig, und von vorn sah man nicht, wie lang meine Nase war. Der Mund war groß, aber hübsch geschnitten. Eigentlich war ich gar nicht so hässlich, wie Papa sagte.

Berauscht von dieser Erkenntnis schaukelte ich mit Else die Tauentzienstraße auf und ab, von der Gedächtniskirche bis zum Kaufhaus, hin und her. Viele Jungen guckten mir in die Augen und fragten: »Gnädiges Fräulein, darf ich Sie begleiten?«

Manchmal sagte ich: »Ja.«

In einen verliebte ich mich. Martin Rosenberg war blass und blasiert und duftete nach feiner Seife. Seine Fingernägel blitzten manikürt, die Hosen fielen scharf gebügelt auf spiegelblanke Lackschuhe. Wir unterhielten uns über *Aphrodite* von Pierre

Louÿs, ein Buch, das ich aus Mamas Bücherschrank genommen hatte.

»Du bist anders als die anderen Mädchen«, sagte er. »Mit dir kann man sich über Bücher unterhalten.« Wir gingen in den Tiergarten. Es war Herbst und roch nach welken Blättern. Wir setzten uns auf eine Bank. Martin zog mich auf seinen Schoß, legte den Arm um meine Taille und fragte: »Warum trägst du ein Korsett? Das hast du mit deiner Figur nicht nötig. Quetsch dich nicht in die vielen Stangen!«

Dann wollte er mich küssen. Ich roch sein Haar, seine Haut, doch ich war scheu, obwohl ich frech tat, lief weg, war sehr unglücklich. Ich liebe ihn, und er wird nichts mehr von mir wissen wollen. Am nächsten Tag war ich wie immer um fünf Uhr vor der Normaluhr am Bahnhof Zoo, wartete drei Stunden, Martin kam nicht. Es war aus. Ich litt. Ich wollte alle meine Erlebnisse in ein Tagebuch schreiben. Mama schenkte mir eins in rotes Saffianleder gebunden. Auf die erste Seite klebte ich das Foto aus einer Zeitschrift, das mich an Martin erinnerte, und alles, was ich über Liebe las. Sonst bestanden meine Aufzeichnungen aus Wetterberichten und dem Küchenzettel. Es gab oft Kerbelsuppe.

Im dunklen Wohnzimmer tanzte ich vor dem großen Spiegel. Es war ein bisschen hell, weil im Esszimmer Licht brannte. Ich drehte mich und verlor jedes Bewusstsein von mir. Die Bewegungen kamen von selbst, sie flossen aus meinem Körper. Ich geriet in Ekstase.

Anna Pawlowa, die große russische Ballerina, gastierte in Berlin. »Bitte, lass mich ins Theater gehen«, quälte ich Mama. Sie kaufte Billets für Else und mich.

Die Pawlowa war schön, die schönste Frau, die ich je gesehen hatte. Ihr Gesicht war schmal und edel, sie tanzte zart und leicht wie ein Blumenblatt. (Die Ballerinen heute, selbst die berühmtesten, sind plump gegen sie.) Nach der Vorstellung warteten

wir am Bühnenausgang. Die Pawlowa lächelte bezaubernd und verteilte Blumen aus einem Strauß, den sie im Arm hielt. Ich bekam ein Maiglöckchen, das ich presste und in mein Tagebuch klebte. (Wie war ich später stolz, wenn man mich mit ihr in einem Atem nannte und die Kritik über mich direkt nach ihrer in den Zeitungen stand.) Die Pawlowa war meine dritte Liebe.

»Wie gehst du?«, fragte Mama. »Du musst zuerst die Fußspitzen aufsetzen und erst dann den ganzen Fuß! Und die Spitzen immer auswärts.« Ich ging unnatürlich und wie auf Eiern.

»Du musst Graziestunden nehmen!«, sagte sie. Und brachte mich zu Otto Zorn, dem Ballettmeister vom königlichen Opernhaus. Herr Zorn hatte blitzende, kohlschwarze Augen, dicke buschige Augenbrauen und eine sanft gebogene Nase, aus den Löchern sprossen ein paar schwarze Härchen. Den Stock in der Hand, kommandierte er: »Streckt die Füße!« Und ich streckte den Fuß, bis Fuß und Bein eine grade Linie waren. »Seht ihr, wie Trude müsst ihr eure Füße strecken.« Ich war die Beste, wie in der Schule. Meine Füße federten, es war berauschend schön, genauso wie beim Hopsen auf dem Asphalhof und vor dem Spiegel im Wohnzimmer.

Die Schule war langweilig. Weil ich oft Kopfschmerzen hatte, schrieb der Hausarzt, Dr. Landsberg, ein Attest. Der Doktor hatte einen dunkelbraunen Vollbart, auf der Nase saß ein ungerahmter Zwicker, er roch nach Meukow, den ihm Mama gerade eingegossen hatte. Er trank ihn mit einem Schluck, wischte den Vollbart ab und deklamierte, sowie ich ins Zimmer kam: »Was ist der Wuchs einer Pinie, das Auge der Gazelle wohl gegen deinen Wuchs und deines Auges Helle.«

Ich zeigte der Schulvorsteherin das Attest und brauchte nicht mehr in die Zeichen-, Handarbeits- und Religionsstunde zu gehen. Ich musste nicht mehr am großen Ei malen. Seit einem Jahr zeichnete ich mit Kohlestift ein großes Ei auf krissliges

hellbraunes Papier. Ich bekam die Rundung nicht heraus. Überall waren Beulen. Hatte ich eine beseitigt, bildete sich dicht daneben eine neue. Die Lehrerin setzte sich neben mich. Bei ihr ging es schnell, sie hatte das Ei im Stift. Ich aber hatte nicht das geringste Talent zum Zeichnen und war froh, dass ich das Ei endlich los war. Und Handarbeitsunterricht? Ich fummelte so lange am Häkeltuch, bis es schwarz vor Schmutz war. Mama häkelte es schließlich zu Ende, weil sie die Quälerei nicht mehr mit ansehen konnte. Und die Turnstunde? Ja, wenn ich immer nur am Rundlauf schweben könnte! Aber wir mussten eine halbe Stunde Kniebeugen machen, rauf, runter, und die Arme rauf und runter und eine Holzkeule rundherum, immer herum, bis ich todmüde war. Und diese Turnschuhe aus grauem Segeltuch, die abscheulichen Pumphosen, und der Schweißgeruch. Eine Qual.

Und Religionsstunde! Ich musste Hebräisch lernen und an die Synagoge denken, in die mich Mama an Feiertagen mitnahm. Ihre Eltern waren noch fromm, ihre wegen ging sie hin. Es war langweilig, ich verstand nichts. Die alten Herren sangen klagende Lieder: Sie haben Hunger, weil sie fasten müssen. Auf den Köpfen trugen sie lustige weiße Käppchen aus Seide mit Goldrand. Manches am Tempelbesuch war ja ganz nett. Ich durfte das neue Kleid anziehen und weiche beige Knopfstiefel aus Saffianleder. Und in der Pause standen wir auf dem Hof, da guckte mich manchmal ein Junge an. Nach dem Gottesdienst gingen wir zu den Großeltern. Das Fasten war aus, und es gab gut zu essen, Suppe mit Kräppchen und Hecht mit Klößen.

Nachts konnte ich nicht einschlafen. Ich war unruhig, geladen, bis schließlich eine Spannung in mir explodierte. Ganz plötzlich sah ich krass, klar und unverhüllt, dass auch ich sterben muss, nicht nur die anderen. Weg werde ich sein, total weg für alle Zeiten, für ewig. Das Leben ist ganz kurz und die Zeit danach lang, lang, ewig, ewig, ewig, ich musste den Gedanken weiterdenken, dabei wird man ja wahnsinnig. Ich brüllte vor

Entsetzen wie ein Tier. Es gibt keine Gnade und keinen Ausweg, einmal ist es mit mir zu Ende. Und wenn meine Leiche Staub geworden ist, dann blüht vielleicht nach Milliarden von Jahren eine Blume daraus oder ein Grashalm, oder ich bin ein Regenwurm geworden. Das ist alles. Das will ich aber nicht. Ich will ich selbst sein, niemand anders, mich selbst will ich fühlen. Also so allein ist man, und niemand kann einem helfen, auch nicht die anderen Menschen, auch sie müssen sterben. Und einen Gott gibt es nicht. Wenn es nur einen gäbe oder irgendetwas, woran ich glauben könnte. Mit den anderen Mädchen kann ich nicht einmal darüber sprechen, die lachen nur und denken nicht an den Tod. Nächtelang zerfetzten mich diese Gedanken, ich schrie, bis ich einschlief, und das war immer erst am Morgen. Mama sah an meinen rotgeschwollenen Augen, dass ich nicht geschlafen hatte. Sie wusste den Grund nicht, und ich hätte ihn ihr niemals erzählt. Sie ließ Dr. Landsberg kommen, der sagte: »Das Kind muss kalt abgerieben werden, dann wird es schlafen.« Ich schrie und wehrte mich, weil das Wasser so kalt war. Mama gab auf und seufzte: »Das Kind ist so schwierig.«

Wenn alles so schnell vorbei ist, dann muss ich schnell viel erleben, ganz dicht. Das war mir klar.

»Mama, nimm mich aus der Schule!«, bettelte ich. Sie tat es und gab mich in ein Externat. Ich war erst vierzehn Jahre alt. Zum Entsetzen der Lehrer puderte ich mich und färbte meine Lippen rot, es war bunter, darum tat ich es, aus keinem anderen Grund. Aber die Mädchen durften nicht mehr mit mir verkehren, weil ich so ordinär aussah. Ich wurde ausgestoßen, genauso wie damals, als ich ein kleines Kind war.

Freitags war Familienabend, Großmama hatte ein Kapotthütchen auf, wenn sie, immer fröstelnd, ins Entree trat. Großvater war kleiner als sie und sprach mit stark ausländischem Akzent. Manchmal sagte er zu Großmama polnische Worte wie »Matka«.

Er muss etwas mit Konfektion zu tun gehabt haben, denn er rieb den Stoff von Papas neuem Anzug kennerisch zwischen den Fingern, und alle hörten aufmerksam zu, wenn er etwas sagte.

Immer brachten die Großeltern etwas zum Essen mit, Bücklinge zum Beispiel, die Großmama aus Pergamentpapier wickelte und genießerisch mit den Fingern drückte, um zu prüfen, ob sie fett und fleischig waren und Rogen oder Milch trugen. Sie liebte sich oft ein Buch aus Mamas Bücherschrank. Ich suchte *Die Frau mit den Karfunkelsteinen* von der Marlitt aus, wickelte das Buch in Papier und bekam zehn Pfennig. Einmal sagte Großmama mit großer Inbrunst: »Ach, wäre ich nur noch einen einzigen Tag so jung wie du.« Ich verstand. Seit ich vom Sterben weiß, erschreckt mich jeder Geburtstag, wieder ein Jahr näher dem Tod.

Auch Onkel Max und Tante Elly kamen jeden Freitag, oder wir gingen zu ihnen. Onkel Max war sehr reich und der Stolz der Familie. Er war Bankier, besaß eine Villa im Tiergarten und ein Gut in Oranienburg. Auf den Parkettböden der riesengroßen Zimmer lag ein Perserteppich über dem anderen, manche Teppiche waren aus Seide. Man ging wie auf Gummi. An den Wänden hingen teure Ölgemälde, die nachts von Scheinwerfern angestrahlt wurden. Onkel Max erzählte seinen Gästen, was die Bilder gekostet hatten. Ich verstand nichts von Bildern, aber mir kamen sie hässlich und öde vor. Auch Musik liebte Onkel Max. Er quietschte auf einer kostbaren Geige, und Mama begleitete ihn auf dem Flügel. Sie soll sehr gut gespielt haben, aber ich fand es traurig. Und dass Papa aus dem Zimmer lief, sowie sie anfang, das verstand ich sehr gut.

Bei Onkel Max wimmelte es von Angestellten. Maniküren, Friseurinnen und Schneiderinnen saßen in tiefen Fauteuils und tranken französischen Cognac. Auf der Abendbrottafel standen ein ganzes Roastbeef, ein Kalbsbraten und eine kalte Gans. Alles gab es bei ihnen im Überfluss. Onkel Max machte unanständige Witze und kniff mich in den Popo.